

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 36.

Vierter Jahrgang.

7. September 1860.

Beherrschung.

Trägst Du Krieg und Streit im Innern,
Zeige außen Friedensruh;
Wenn Dein Aug' im Zorne flammet,
Drücke rasch und fest es zu.

Dem, was Dich auch mag bewegen,
Gleiche Stimmung find'st Du schwer,
Und ein Mitleidslächeln sänftigt
Noch kein aufgeregtes Meer.

Laß verglühn und satt sich toben
Ungehehn, was Dich bewegt,
Bis, bestegt, es spät sich selber,
In des Liebes Bande schlägt.

H. Sallmayer.

Das schwarze Fräulein von Clees.

Eine Anekdote aus alter Zeit, erzählt von Dräpler-Manfired.

(Fortsetzung.)

Ich Peter Borel, gebürtig aus Clees, im Schweizer Kanton Waadt, Diener des Ritters Amauri von Montbenar, durch die Gnade des Großherzogs von Savoyen, Schloßherrn auf Clees, war Zeuge dessen, was ich weiterhin erzähle, und schrieb es nieder im Jahre des Herrn 1370, meinen Kindern und Kindeckindern ein Beispiel aufzustellen, sie zum Gehorsam gegen die Eltern aufzurufen, daß ihnen das Heil der Erde und des Himmels werde.

Mein edler Herr, der Ritter Amauri von Montbenar, galt für einen Helden im Kriege, und war allen seinen Feinden ein Schrecken und unwirksam gegen die Seinen, wenn sein Wille nicht im Augenblicke vollzogen ward, wovon ich manchen Beweis sah. Sein treues Gemal, die edle Alir von Cossonese, schenkte ihm drei Kinder, zwei Söhne und ein zartes Töchterlein, die allesammt Wunder der Schönheit waren, und Ritter Amauri war auf seine Knäblein stolz, als der König von Frankreich auf seinen Thron. Sie waren überkräftig und groß für ihr Alter, und als der Erstgeborne bereits dreizehn Jahre zählte und eine Lanze und ein tüchtig Schwert zu schwingen vermochte, nahm ihn der rauhe Vater mit sich in den Krieg. Nächsten Jahres folgte ihm,

zum größten Trübsal der armen Alir, der zweite, allein sie mußte sich dem Willen ihres Herrn fügen und von ihren Söhnen scheiden, die sie so sorglich gepflegt und erzogen, nun mit heißen Küßen und Thränen bedeckte, und die Schwergepanzerten an ihr mütterliches Herz drückte. Wohl hatte sie Ursache genug, zu weinen, die arme Dame, denn nie sah sie ihre Söhne wieder! Beide fielen unter dem Schwerte des Feindes, und der unglückliche Vater brachte in sein Schloß nichts als diese trübe Botschaft zurück, worüber die arme Alir so sehr erschrock, daß sie in eine tiefe Ohnmacht versank und starb. Meinem Herrn blieb also Niemand zur Tröstung und Erheiterung, als seine kleine Erbinde, die damals ihr zehntes Jahr erreichte und schön war wie ein herrlicher Maimorgen.

Margarethe, mein Weib, hatte sie gesäugt, weil es ihre edle Mutter nicht vermochte, die von der Zeit an, da sie des lieblichen Mägdeleins genas, immer schwach und kränklich war, und daher auch die Kraft nicht hatte, den Tod ihrer Söhne zu ertragen und für ihre Tochter zu leben. Mit welcher Liebe empfahl sie die Kleine unserer Sorgfalt! — Aber es bedurfte dessen nicht; denn Erbinde war uns theuer, wie unsere eigene Tochter. Lange beweinte sie ihre theuere Mutter und versprach aus innigstem Gemüthe, ihrem Herrn und Vater in Allem zu gehorchen. Die Arme, sie glaubte, es würde ihr dieß ein Leichtes sein!

Amauri ließ sie, eben-so wie sich selbst, in tiefe Trauer hüllen, und so geschah es, daß sie Geschmack an der dunklen Farbe fand und nie anders erschien, als schwarz vom Haupte bis an die Füße. So blendend weiß das liebliche Bild übrigens war, und wie sich ihre blonden Locken weit herab ringelten, sah ihr der schwarze Schmuck so wunderfein, daß selbst ihr Vater sie so gekleidet gern sah, woher sie denn auch den Namen „das schwarze Fräulein“ erhielt. Amauri liebte sie zärtlich, aber er zeigte es ihr nicht, sondern behandelte sie mit Strenge, wie dieß überhaupt seine Gewohnheit war. Du, sprach er oft zu ihr, Du wirst nie in den Krieg gehen, allein Du sollst mir meine Söhne ersetzen, die er mir entriß, und die tapfer, wie ich, geworden wären, und Niemanden sollst Du angehören, der nicht in allen Theilen dem Ritter Amauri auf Montbenar gleicht.

Die arme Kleine kam in Thränen zu uns; sie schüttelte ihr blondes Engelsköpchen und sprach: Ach! ich wollte nie so einen Gemal wie mein Herr Vater! Allein darum

handelte es sich jetzt noch nicht. Die ganze Schweiz rüstete sich zu einem furchtbaren Kriege. Amauri zog an der Spitze seiner Vasallen aus und übergab uns seine Tochter, indem er befahl, daß wir sie nie aus den Thoren des Schlosses und keine Seele zu ihr lassen sollten. Das Mädchen, sprach er, hat in diesen Höfen und Schloswerken Raum genug, herum zu laufen und sich zu ergötzen.

Dieses ging wohl einige Jahre gut; der Ritter kam und ging, und fand Alles nach seinen Wünschen. Der letzte Feldzug war lang und schrecklich; mein Herr wurde verwundet und blieb über zwei Jahre aus, ohne je sein Schloß und seine Erlinde zu besuchen. Diese hatte indessen ihr sechs- zehntes Jahr erreicht, und die Höfe und Schloswerke wurden ihr zu enge. Die verwehrte Neugierde wuchs, Erlinde kannte keine andere Sehnsucht, als aus den Schloßthoren zu wandern und auf den blühenden Auen zu lustwandeln, die sie von ihrem Fenster erblickte, daran sie traurige und gramvolle Stunden verbrachte, die Vöglein, so in den Lüften zogen, wohin es sie gelüftete, um ihr Loos beneidend. So welkte die Arme hin und erkrankte, daß es ein wahres Leid war.

O theuere Amme, sprach sie zu meinem Weibe, ich vermag es nicht mehr, in diesen Mauern verschlossen zu leben, und fühle wohl, daß mich der Gram wie meine Mutter tödten werde. Willst Du mir das Leben erhalten, so führe mich zu jenen blühenden Auen, an das Ufer der Blüten, die ich von hier erblicke.

Margarethe hätte ihrem Wunsche gern willfahrt; allein sie wagte es nicht, gegen den Befehl ihres Herrn und Gebieters zu handeln. Indessen siegte endlich doch die Furcht, das theuere Mägdlein hinstirben zu sehen, über alle Hindernisse, und ich selbst sprach eines Tages zu meinem Weibe; „Wir müssen ihren Wunsch doch erfüllen, denn der Tod ist der Uebel größtes, und vollends der Tod aus Langerweile! Mein Gebieter bleibt noch eine lange Zeit fern von hier. Wirf Deinen Mantel um, Margarethe, und hole Dein Fräulein; ich werde Euch begleiten.“

Wer beschrieb Erlindens Freude, als sie durch die Schloßthore wandelte! Sie hüpfte gleich einem jungen Gemselein; meine ziemlich beleibte Frau vermochte ihr nicht zu folgen, und auch ich blieb ihr nur mit Mühe nahe; sie hatte eine kindische Freude, uns zu übertreffen, und lief immer schneller. Noch ist mir, als sehe ich ihre blondgoldenen Locken, vom Morgenwinde getragen, ihre Wangen wie junge Rosen und ihre hübschen Neuglein vor Vergnügen strahlend und schimmernd wie zwei Sternlein. „Ihr habt mir das Leben gerettet,“ rief sie, als wir auf die Brücke kamen. Alles schien ihr so herrlich, so neu. Sie hörte wohl den Strom mit Wuth unten fortbrausen, allein sie vermochte ihn nicht nach Wunsch zu sehen ob der Felsen, die sein Bett bergen. „Wie glücklich wäre ich erst,“ sprach sie, „dürfte ich da ganz hinabsteigen!“

„Fräulein,“ sagte ich, „der Weg ist zu steil, es wird Euch schwer werden.“

„Freund Peter,“ rief sie, „was ist die Wette, daß nicht!“ Und leicht wie ein Reh hüpfte sie den Weg hinab, und einen Augenblick später stand sie am Ufer des Stromes. Ich war ihr langsam gefolgt und traf sie nun, auf einem breiten Felsen knieend, die zarten Händchen in die Blüten tauchend, ihr reizendes Gesichtchen und den Hals von Eisenbein zu waschen. Sie war voll des herrlichen Naturzaubers und hüpfte entzückt zu Margarethe zurück. Wir gelangten ungefährdet wieder zum Schlosse und begegneten Niemandem, außer einem Pilger, der seines Weges fortschritt, ohne sich uns zu nähern, doch nicht ohne einen langen Blick auf Erlinden zu werfen, welche ihn aber nicht in Acht nahm.

Nach und nach erhielt unser Fräulein ihre herrliche Farbe wieder und gewann ihr voriges Aussehen, ihre Munterkeit und fröhliche Laune; denn die Spaziergänge wurden öfters wiederholt, und stets kehrte sie fröhlicher heim. Mein Weib führte sie nun fast täglich nach derselben Seite; denn Margarethen war es lieber, ihr Fräulein weile am Ufer der Orbe, als irgendwo anders, weil sie hier am besten verborgen war; Erlinde fand auch Vergnügen, weil sie dort baden konnte, und daher geschah es, daß ich nicht mehr mit ihr hinab stieg. Einige Mal noch begleitete ich sie bis zur Brücke, wo mein Weib sich niedersetzte, harrend, bis ihr Fräulein aus dem Bade stieg. Sie hatte, theilte sie uns mit, eine Felsengrotte entdeckt, in welche die Wellen treten, und hier bade sie, sicher, von Niemand gesehen zu werden. Ich nahm nun nicht mehr Anstand, Beide allein gehen zu lassen; es trug sich nichts zu, und ich war ruhig. Allein eines Tages blieben sie lange aus, und als sie heimkehrten, sah ich mein Weib tiefstänig und traurig. „Was hast Du Margarethe?“ fragte ich, „bist Du nicht zufrieden, wie sonst?“

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Ich habe wohl Ursache tiefstänig zu sein,“ entgegnete sie; „was wird unser Gebieter, was wirst Du selbst, Peter, sagen? Unsere Erlinde“ sie hielt traurig ein, „unsere Erlinde ist Gattin.“

„Träumst Du, Weib?“ rief ich aus, „es ist nicht möglich!“

Ach, sie träumte nur zu wahr; ich erlah es bald aus dem, was sie mir erzählte.

„Seit einiger Zeit,“ sprach mein Weib, „bemerkte ich, das Fräulein sei viel ernster und nicht mehr so leichtstänig denn früher; — oft schien sie ganz in Gedanken versunken. Sie kommt zu reiferer Vernunft, dachte ich, und freute mich herzlich darüber, denn auch unser Herr soll mit ihr zufrieden sein. Unsere Spaziergänge, ihr Bad in der Orbe machten ihr jedesmal unaussprechliches Vergnügen. Ich besande mich nirgends so wohl, sprach sie, als in meiner Grotte, und wollte dort gern mein Leben zubringen. Jeden Tag blieb sie etwas länger darin. Mein Weib, die ihrer auf der Brücke sitzend wartete, fand zuweilen ziemlich lange weile. Sie sah den Pilger, dem wir am ersten Tage begegnet, zwei bis drei Mal vorbeigehen, und ersuchte ihn, einige Lieder und Balladen zu singen. Er willigte gern

Menschliche Lebensdauer.

Von Dr. W. Gausler in Stein

I.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette. Göthe.

ein; allein Margarethe hatte ein bejahrtes Gehör für seine Lieder und war nur darauf bedacht, ihn weit früher zu entfernen, als Erlinde zurückkam. Allein diese hatte ihn in ihrer Grotte vernommen und zeigte die Begierde, ihn näher zu hören.

„Gute Margarethe,“ sprach sie, Du mußt ihn einladen zu uns aufs Schloß zu kommen, er soll mich Lieder und Balladen singen lehren, womit ich meinen Vater erfreuen will, wenn er zurückkehrt.“

„Um aller Heiligen willen,“ versetzte mein Weib, „würde ich nicht einwilligen. War ich meinem Gebieter nicht schon genug ungehorsam, indem ich Euch vor die Thore ließ, soll ich nun noch Jemanden gegen seinen Willen einlassen?“

„Wohlan,“ sprach Erlinde, mein Weib umarmend, „es sei keine Rede mehr davon, da Du es nicht willst!“

Ich war entzückt, sie so folgsam und vernünftig zu sehen, fuhr Margarethe fort. — Ihre Vernunft reißt, dachte ich, sie ist kein Kind mehr. — Heute gab sie mir abermals einen neuen Beweis; denn als wir an der Kapelle vorübergingen, welche zunächst der Brücke steht, sprach sie: „Komm, Margarethe, laß uns hier eintreten, Gott zu bitten, daß er meinen Vater glücklich heimkehren lasse, damit dieser Dir Deine Gefälligkeiten verzeihe, oder sie vielmehr nicht erfahre.“

Wir waren eingetreten. Erlinde sank vor dem Altar auf die Knie und betete mit gefalteten Händen, Thränen im Auge; ich betete ihr zur Seite. Horch! da öffnete sich die Nebenthür, und mit einem Male sah ich den Priester in seinen geweihten Gewändern, vom Sakristan begleitet, eintreten; ihm folgten drei Ritter in herrlichen Rüstungen. Einer unter ihnen war jung und schien mir bekannt, die beiden andern waren bejahrt. Erschreckt wollte ich Erlinden herausführen, sie widersetzte und versügte sich zu dem jungen Ritter, der sie an der Hand faßte und sie dem Priester als seine Braut vorstellte.

„Vereinigt uns,“ sprach er zu ihm, „hier sind unsere Ringe, hier unsere Namen auf dem Papiere, hier mein Vater, und dort jener, der den Vater meiner Braut, den Schloßherrn auf Gless, Ritter Amauri von Monthenar, vorstellt, der sein Heer nicht verlassen konnte und die Vollmacht diesem edlen Freunde übergab. Alles ist, wie ihr seht, in Ordnung; gebt uns den Segen, der allein noch fehlt.“

Ich wollte sprechen; Erlinde schloß mir die Lippen mit einem Kusse und der junge Ritter schob mir einen Geldbeutel in die Hand: „Schweig, gute Margarethe,“ sprach er, „und empfängt dieses Geschenk bei unserer Hochzeit; Alles mußte also kommen; es war der Wille Gottes und unserer Eltern, die uns hier vereinigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nach einer statistischen Zusammenstellung Casper's betrug die mittlere Lebensdauer von 713 verstorbenen Mitgliedern deutscher fürstlicher und gräflicher Familien 50, dagegen von 2000 in Berlin verstorbenen Stadtrathen bloß 32 Jahre; ein zu sprechender Unterschied, als daß er nicht ernste Gedanken anregen müßte, und nicht einige Erwägungen über unsern Gegenstand als mittheilenswerth erscheinen ließe.

Da jeder Organismus, sei er ein pflanzlicher oder thierischer, innerhalb bestimmter Grenzen, seinen Entwicklungsgang nach auf- und abwärts durchmacht, wenn er darin durch äußere Einflüsse nicht gehindert wird, so ist nicht zu zweifeln, daß auch der menschliche Organismus in den einzelnen Individualitäten sich innerhalb solcher bestimmter Grenzen bewegen muß. Der einzelne Mensch hat somit zweifellos in seiner Organisation von vornherein für den Fall eine bestimmte Lebensdauer, als sie sich unter nicht schädlichen Einflüssen entfalten und rückbilden kann. Freilich erreicht er diese Dauer selten; dieß liegt aber in den störenden Einflüssen. Wenn auch die thierischen und pflanzlichen Organismen in ihren Grundprinzipien der Wesenheit nach durchaus verschieden sind, so haben sie doch auch viel Analogieen. Eine solche liegt in der gradweisen Weiterbildung, und dem systematischen Rückentwickeln der Organismen aus beiden Naturreihen. Hier wie dort zeichnet sich die Kindheit durch Zartheit der Gewebe und Zellenreihen, durch deren strogenden Saftreichthum aus; hier wie dort prangt die Jugend in den reichsten Farben, ist ein Blühen und Duftes, wunderbar! Hier wie dort bietet die Periode der Reife die entwickelteste Form, den prägnantesten Ausdruck der Formen; hier wie dort stellt sich im Alter ein Starrwerden, Zahlsein, Verrocknen ein, das den Leib, sei er thierisch oder pflanzlich, klar als Eigenthum der Muttererde weist. So wiederholen sich dem aufmerksamen Blicke die Phasen des Lebens in allem Lebenden, und aus diesem gesetzmäßigen Walten schon muß die Ansicht sich Bahn brechen, die oben ausgesprochen wurde. Jedem Organismus wohnt eine bestimmte Lebensfähigkeit inne; in seinem Organismus findet somit der Mensch von vornherein eine mögliche Lebensdauer bestimmt.

Der pflanzliche wie der thierische Körper ist reizfähig, d. h. er kann von Außen her durch gewisse Einflüsse gereizt, erregt werden. Alle unsere Sinneswahrnehmungen sind nur die Empfindungen solcher Reize, und deren Bewußtwerden, und so übt Alles, was uns umgibt, Luft, Licht,

Wasser und Erde, kurz Alles was außer uns ist, somit üben auch die Mitmenschen, die gesammten Verhältnisse der Dinge außer uns, bestimmte, oft meßbare Reize zu uns aus, welche freilich oft auch nur langsam, unmerkbar, erst lange nachher im Folgen erkennbar sind, die den Ausdruck einer Summe von solchen lang dauernden Reizen geben.

Thierische und pflanzliche Organismen bedürfen zu ihrer Existenz eines gewissen Maßes von solchen Erregungen, da nur dadurch der Lebensprozeß vom Stocken abgehalten wird. Es wirken in ihm eine Menge Kräfte, die sogenannten molekularen, d. i. jene, welche ein Körpertheilchen auf das andere nach gewöhnlichen physikalischen Gesetzen ausübt (Anziehung- und Abstoßungskraft, die Gesetze der Schwere, der Statik und Hydrostatik u. s. f.), die chemischen (naturgemäß auch zu den molekularen gehörend) der Dualität der Moleküle und deren Inhalt entsprechend, endlich auch eine Summe von Kräften, welche man unter dem Gesamtnamen: „Lebenskraft“ früher und auch jetzt noch in sich begriff. Wenn letztere Kräfte erloschen sind, gewinnen die zwei ersteren die Herrschaft und während sie früher die Diener zum Lebenszwecke sein mußten, arbeiten sie nun mehr rasch und unaufgehalten an der Auflösung, Zerstörung des Körpers, an seiner Verwesung, Fäulniß, seinem Aufgehen in der allgemeinen Natur; wie die Fantaſie früherer Zeiten im Verborgenen die Erdgeißler sah, welche im Dunkel rasch zerstörten, was der Menschen Kunst und Mühen aufbaute.

Zu einer bestimmten Lebensenergie, zur lebhaften Aeußerung der vitalen Kräfte gehört, wie gesagt, konstante, doch dem Maß nach angemessene Erregung von Außen. Ein zu Wenig übt die Kräfte zu schwach, ein zu Viel nützt sie zu rasch ab.

Der menschliche Organismus richtet sich natürlich in allen körperlichen Beziehungen nach den Gesetzen der thierischen Organisationen, und selbst in der geistigen Sphäre finden wir bezüglich der vitalen Lebensäußerungen die Erregung, den Reizzustand, die Irritabilität als Hauptfaktor. So treten beim Menschen noch viele äußerliche Einflüsse hinzu, die auf ihn belebend oder abspannend, stärkend oder zerstörend wirken, welche bei den Thieren sich theils gar nicht, theils nur fragmentarisch finden.

Durch diese Sätze soll der schöne Ausspruch Feuchtersleben nicht verneint werden, der da sagt: „Das Ueberleben der geistigen Wirksamkeit rührt bei Gebildeten meist von jener flachen Ansicht: Alles was lebt, lebt durch etwas außer ihm. So wird das Leben des Menschen zu einem abstrakten Nichts gemacht, welches eine medizinische Schule: Erregbarkeit genannt hat. Allein das Leben wirkt von Innen heraus. Mens agit aliolem.“ Wenn die Reize von außen eine notwendige Potenz für die vitalen Eigenschaften des menschlichen Körpers sind, so sind sie doch eben nur Anregungen, und es hängt von der geistigen und körperlichen Uebung, von der Willenskraft ab, diese Erregungen zu einem zweckmäßigen Einfluß zu verarbeiten, wo es nur möglich ist;

— wo es nur möglich ist, sei mit bedeutsamen Nachdrucke wiederholt. „Auf Energie,“ sagt Feuchtersleben ein ander Mal eben so schön, „beruht die Möglichkeit, sich den Mächten des Universums gegenüber, als Individuum zu behaupten.“ Freilich hat Feuchtersleben hier immer mehr die geistige Sphäre, als die körperliche im Auge.

So sehen wir dem menschlichen Körper von Vornherein die Möglichkeit einer gewissen Lebensdauer individuell inzuwohnen, und zugleich einer Menge von äußeren Einflüssen ausgesetzt, die zu seiner Existenz wohl theilweise nothwendig sind, theilweise auch seine Lebensdauer abkürzen, sein Leben zerstören.

Individuell ist die Lebensdauer sicherlich. Wenn auch einst für die einzelnen menschlichen Individuen im Beginne menschlicher Existenz eine gleiche Lebensdauer aus ihrem Baue und ihrer Zusammensetzung resultiren mußte, so konnte doch diese Gleichheit nicht lange bestehen. Bei der freien menschlichen Willenshätigkeit und den verschiedenartigen äußeren Einflüssen gestaltete sich auch die Einzelentwicklung naturgemäß in den Details verschieden, und gab dadurch Abweichungen von der Norm menschlicher Lebensdauer; diese pflanzten sich forterbend von Geschlecht zu Geschlecht, modifizirt beinahe in jeder Generation fort, und so mußten sich individuelle Verschiedenheiten in dem Gesetze der menschlichen Lebensdauer herausstellen, ja möglicherweise fand dieses Gesetz selbst eine Veränderung.

Wenn wir in alten Ueberlieferungen von weitaus größerer Lebensdauer der Menschen lesen, so scheint wenigstens eine Abschwächung statt gehabt zu haben.

Ein neues Licht.

Ein englischer Gelehrter, Professor Way, hat ein neues elektrisches Licht erfunden, das alle früheren Entdeckungen an Intensität übertrifft. Die Weiße des Lichtes kann nur mit der der Sonne verglichen werden. Das Licht wird erzeugt durch die Wirkung einer elektrischen Batterie auf eine bewegliche Säule Quecksilber. Bei einem am 7. August auf einer Nacht gemachten Versuche erschienen alle Lichter in Cowes auf der Insel Wight düsterroth. Mit bloßem Auge konnte man in das am Vormaste hängende Licht nicht sehen, das nicht größer als ein Pfennigstück erschien.

Literatur.

Das illustrierte Familienbuch des österr. Lloyd bringt im 10. Hefte des X. Bandes außer einer leicht und grazios hingeworfenen Novellete von Levin Schücking: „Auf einen Schelmen anderthalben,“ deren Stoff sich indeß mehr zu einem Lustspiel geeignet hätte; eine literarhistorische Skizze von Thaddäus Lau: „Die Frauen in der Sturm- und Drangperiode“ und einen Aufsatz von Adolph Cohn, in welchem der Nachweis versucht wird, daß die Tellſage in der Schweiz auf keiner historischen Grundlage beruhe. Sehr interessant sind die „Kriegsbilder aus dem spanischen Lager vor Tetuan“ von dem bekannten militärischen Schriftsteller Julius v. Wiedede, wie auch der eingehende Literaturbericht von Levin Schücking. Die Stahlstiche stellen eine üppige Venus nach Giovanni Contarini vor, ferner das Kloster Meß von Alt und das Grabmal Virgils am Vanſilipp bei Neapel, nach einem Gemälde von Mazza.